

lischen Adoration des Salvator mundi durch die Ältesten der Apokalypse darstellt“¹². Die dritte These ist also, daß U der Cantus Papalis ist, nicht A, das in der Kirchenprovinz Rom verbreitet war.

So kommt U auch in das Frankenreich, mit der Diaphonia basilica. Da aber Karl keinen festen Wohnsitz hat, ergibt sich, daß seine Gesangsfassung im ganzen Lande die rechte wird und die andern verdrängt. Wenn man sich wundert, daß Adhemar von dieser politischen Rolle keine Ahnung hat, so bedeutet das nur, was wieder selbstverständlich ist, daß Karl ohne rechten Nachfolger war. Das Kaisertum wurde umgedeutet, ging verloren. U konnte also schnell schlechthin die fränkische Fassung werden.

Das Organum aber löste sich von U und wurde, wie selbstverständlich, nur an solchen Kirchen aufgeführt, die dazu in der Lage waren. Die weiteren Schicksale ergeben sich ohne weiteres: U, das seine rhythmische Stütze im Organum verliert, paßt sich allmählich der schlichteren Rhythmik von A oder besser, der der Gallikanik an, es wird durch die Kluniazenser und andere Strömungen und Orden, zuletzt durch die Franziskaner, verbreitet, und schließlich hat es keinen Sinn, daß in Rom allein der Papst U verwendet, die römischen Pfarrer aber nicht, wenn sonst alle Welt einträchtig die Fassung U singt. — Das Organum des Haltetons aber begegnet dem Parallelorganum, dem Parallelsingen mehrerer Stimmen im gleichbleibenden Abstand; es war im keltischen oder nördlichen Europa beheimatet. Und von den vielfachen Möglichkeiten der Verbindung beider Arten erweist sich das „Organum vagans“ der Musica enchiriadis als das zukunftsträchtige: in ihr verschmelzen beide an sich primitiven Techniken zur gestaltenden Kompositionsaufgabe. Es entsteht die abendländische Mehrstimmigkeit mit freigeführten, nicht mehr liegenbleibenden oder parallelen Stimmen. Auch bei ihrer Geburt begegneten sich also Politik und Musik.

Francis Thompson

DER DICHTER DER RÜCKKEHR ZU GOTT¹

KONRAD W. KRAEMER

Ein Mensch jener andern Welt, ein nie zur Ruhe gelangender Gottsucher, das war Francis Thompson, der große religiöse Lyriker im England der Königin Viktoria. An dieser Welt hier scheiterte er. „Ungeeignet“, das

¹² Lotz, Zum Problem des karolingischen Westwerkes, in: *Kunstchronik* 5 (1952).

¹ Literatur:

Everard Meynell, *The Life of Francis Thompson*, London 1913.

Theodor Haecker, *Francis Thompson und Sprachkunst*, Innsbruck 1925.

Konrad W. Kraemer, *Francis Thompson — Der Dichter der Rückkehr zu Gott*, Münster 1956.

Als Vorlage der Übersetzungen diente die Ausgabe:

Poems of Francis Thompson. Ed. T.L. Connolly. London/New York 1941.

harte Wort, wurde oft über ihn gesprochen. Ungeeignet für das Studium, für das Priestertum, für die ärztliche Laufbahn, ungeeignet einfach für jeden bürgerlichen Beruf. In unserer praktischen, lebensstüchtigen Welt war kein Platz für ihn. Die Welt wandte sich von ihm ab, und er floh sie. Er stieg hinab in das dunkelste London, in das Elend der Nachtsyle, in den Schatten der Brückenpfeiler, in den Schmutz der Slums. Zehn qualvolle Jahre lang. In diesem Abgrund des Lebens suchte Francis Thompson seinen Gott — und fand ihn. Aus schreckensvoller Einsamkeit erklang seine Stimme als Dichter in wunderbarer Schönheit und Reinheit, sang er ein Lied unerschütterlichen Glaubens an die Güte und Liebe Gottes. Am Leben gescheitert, wurde er der Dichter-Priester der Menschheit.

Das im wahrsten Sinn des Wortes außerordentliche Leben Francis Thompsons war schon von frühester Jugend vorgezeichnet. Sein Vater war Arzt, ein praktischer, nüchterner Mensch. Francis war ihm ein ständiger Anlaß zum Ärger. Die scheue Hilflosigkeit, die mangelnde Charakterfestigkeit und die oft störrische Verschlossenheit seines Sohnes waren dem Vater fremd und erfüllten ihn mit tiefer Sorge. Alle erzieherischen Bemühungen, aus Francis einen frischen, offenen Jungen zu machen, schlugen fehl.

Was sollte nur aus dem Kinde werden? Die große Religiosität der Eltern — beide waren strenggläubige Konvertiten — brachte sie schließlich auf den Gedanken, Francis einem Knabenseminar anzuvertrauen. Denn neben all jenen bestürzenden Eigenschaften zeigte der elfjährige Francis eine stille, innerliche Frömmigkeit, und darauf bauten die Eltern ihre Hoffnung. In der strengen Ordnung des Konvikts sollte sich Francis Thompson auf den Priesterberuf vorbereiten. Die Hoffnung der Eltern schien sich zu erfüllen. Der gleichförmige Tageslauf von Arbeit und Gebet gab Francis äußere wie innere Ordnung. Er fügte sich ohne Widerstand, ja gern und mit echter Freude. Sieben Jahre lang konzentrierte er all seine seelischen und geistigen Kräfte auf das eine Ziel: Priester zu werden.

Doch er erreichte es nicht. „Es ist nicht der heilige Wille Gottes, daß Francis sich weiter für den Priesterberuf vorbereitet.“ Die unüberwindbare Scheu und Furchtsamkeit des Jungen hatten seine geistlichen Lehrer zu diesem folgenschweren Urteil kommen lassen. Das erste tragische „ungeeignet“ war über Francis gesprochen. Die Eltern waren verzweifelt, Francis brach zusammen. War das Urteil falsch? Oder liegt eine tiefe Bedeutung in der Tatsache, daß Francis Thompson nicht frühen Schutz und eine gewisse Alltagsgesicherheit im geistlichen Beruf finden sollte? Sicher hätte Francis Thompson niemals Dichtungen von solcher Schönheit und Ausdruckskraft schreiben können, wenn ihn nicht die Erfahrungen und die Einsichten seines dornenvollen Leidensweges, der jetzt begann, dazu befähigt hätten.

Die traditionellen Sicherungen der Familie brachen zwar nicht mit einem Schlag zusammen, aber sie waren schon jetzt leer und bedeutungslos geworden. Der Vater veranlaßte Francis, das Studium der Medizin aufzunehmen. Der Sohn versuchte es, doch ohne Lust und echten Lernwillen, zu-

nächst in Manchester, dann in London, zuletzt in Glasgow. Er bestand nicht eine einzige Prüfung. Ein fortwährendes „ungeeignet“ klang ihm in den Ohren. Mehr und mehr geriet er in einen Zustand äußerster Verzweiflung. Diese Verzweiflung hatte noch eine weitere Ursache. Während seiner Studienzeit hatte ihn eine schwere Lungenkrankheit befallen. Die Ärzte lindernten seine Schmerzen mit einem Opiat. Er wurde gesund, aber von dem Genuß des Rauschgiftes konnte er sich nie wieder völlig unabhängig machen. „Laudanum“ hieß das Kreuz, das Thompson sein ganzes Leben lang tragen sollte. Das Rauschgift demütigte und entwürdigte ihn, riß ihn in wilden Träumen zu phantastischen Triumphen empor, um ihn dann beim Erwachen in tiefe qualvolle Verzweiflung hinabzustürzen.

In einem solchen Anfall von Verzweiflung und völliger Hoffnungslosigkeit verließ er das Elternhaus und floh nach London, von düsteren Vorahnungen gequält. Dort lebte er ohne jeden Halt und jegliche Stütze in völliger Isolierung und Einsamkeit. Der Hunger wurde sein ständiger Begleiter, nur hin und wieder durch ein Opiumdelirium betäubt. Meist hatte er keinerlei Unterkunft. Seine Nächte waren Agonien verhinderten Schlafes auf Türschwellen oder unter dem Schutz einer Brücke.

Manchmal raffte Francis sich zu Gelegenheitsarbeiten auf. Vor der Oper rief er Taxis herbei, um sich einige Pennies zu verdienen. Eine Münze zu finden — das war ein großer Augenblick! Oft konnte er sich nicht einmal in seine Einsamkeit retten und wurde in Armenasylen in die Gesellschaft von Bettlern und Dieben gezwungen. Hier erlebt er die nackte Bestialität des Abschaums der Menschheit. Hunger, Krankheit, Demütigung und bitterste Not — nichts blieb ihm erspart.

„Verbannt von Heimat, Gesundheit und Hoffnung, mit einer befleckten Vergangenheit und einer trüben Zukunft, verbannt von einer Welt, die er nicht aufgegeben hatte, durchbohrt von Dornen, die keine Krone formten, ein Dichter ohne Hoffnung auf den Lorbeer, ein Märtyrer ohne Hoffnung auf die Palme, ein Land, verdammt ohne den Tau der Liebe zu sein, ein Vertriebener, ausgeschlossen sogar von den unschuldigen Armen der Kindheit... hilflos auf dem Scheiterhaufen seines unauslöschlichen Herzens brennend... untröstlich kauern in der dunkelsten Kammer seines Seins, gefüllt mit morschen Hoffnungen... und den Winden lauschend, die über die grenzenlosen Wüsten des Todes fegen.“

So hat Thompson später seine Erfahrung beschrieben. Aber Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung sind nicht die einzigen Farben des Bildes jener Jahre. So wissen wir von einem Schuhmacher, der Thompson vorübergehend für Botengänge ein Dachstübchen vermietete, daß er dort jeden Abend die Meßgebete las. In jener Zeit schrieb er auch die Worte nieder: „Sogar in der Nachtzeit der Seele bleibt die Weisheit!“ Eine abrupte und unerschütterliche Feststellung, zu seinem eigenen Trost geschrieben, voll Vertrauen, daß jeder Mensch, sogar — oder gerade — der, der in der „Nachtzeit der Seele“ lebt, in Gottes Hand ruht. Das sind die wesentlichen Gedanken, die Francis Thompson in seiner Einsamkeit beschäftigten, die er zu Gedichten formt und auf schmutzigen, irgendwo aufgelesenen Papierfetzen niederkritzelt.

In jenem dunkelsten London lebte also noch ein anderer Thompson; ein Mann, der gleichsam wie ein Fremder das Alltagsdrama um sich herum beobachtete. „Ich stehe nur beiseite und trauere.“ Es ist, als ob er seinen schmerzzerquälten Körper transzendiert hätte und sich selbst beobachtete, um festzustellen, was einem menschlichen Wesen geschehen, in welche Tiefen der menschliche Geist hinabsinken kann. Es war dieser unbeteiligte Zuschauer Thompson, der trotz der erbärmlichen, erniedrigenden Welt, in der er lebte, seine seelische Keuschheit und kindhafte Reinheit bewahrte. Zu dieser Tatsache stellte Theodor Haecker fest: „Wenn sie in solcher Umgebung nicht ein Wunder gewesen ist, so war sie doch nicht viel weniger als ein Wunder.“ Es erscheint tatsächlich unvorstellbar, daß dieser Körper, von Hunger und Opium zerfressen, durch Schlaflosigkeit, Fieber und Krankheit geschwächt, noch die Kraft zum Leben hatte. Aber er lebte weiter, um der Menschheit zu berichten, was seine Augen sahen und was seine Seele erduldet. Wie von einer übernatürlichen Macht angetrieben, begann er jeden Morgen von neuem die quälende Entdeckungsfahrt in die zerrüttete Ruine seines Ichs. In dieser Zeit muß Thompson bereits das Bewußtsein gehabt haben, zur Erfüllung einer Mission berufen zu sein. Denn er versuchte nicht, diesen Leiden zu entgehen, obwohl das für ihn verhältnismäßig leicht gewesen wäre. Lange Zeit überwies sein Vater monatlich eine kleine Summe für Francis an einen Londoner Freund. Sie hätte für ein bescheidenes Auskommen gereicht. Nicht ein einziges Mal holte Francis dieses Geld ab. Er wollte den Becher der Not bis zur Neige leeren. Eine neue seelische Stärke muß an die Stelle seiner früheren Schwachheit und Unentschlossenheit getreten sein; eine Stärke, die auf dem Vertrauen beruhte, daß Gottes Weisheit über ihm waltete, und die Einsicht verrät, daß seine Leiden eine tiefe innere Bedeutung besaßen.

Die Rettung aus diesen „Abgründen der Not“ bahnte sich erst nach zehn Jahren an. Der Verleger Wilfrid Meynell fand eines Tages unter alten Manuskripten ein vergilbtes, zerknittertes Stück Papier mit dem Gedicht „Das Leiden Mariens“. Es war seinem Verlag schon vor Monaten zugeschickt worden. Ein Lektor hatte den unansehnlichen Papierfetzen, der keinen Absender trug, in einer Lade abgelegt. Von diesen Versen seltsam angerührt, versuchte Meynell den Verfasser ausfindig zu machen. Vergeblich. Ein letzter Versuch: Wilfrid Meynell veröffentlichte das Gedicht in seiner Zeitschrift „Merry England“. Viele Wochen später erst klopfte es leise an Meynells Arbeitszimmer. Auf sein „Herein“ öffnete sich die Tür, eine fahrige Hand erschien ... Die Tür schloß sich wieder, doch niemand war eingetreten. Erneut wurde die Tür geöffnet ... und wieder geschlossen. Nach dem dritten Versuch schließlich erschien zögernd ein erbarmungswürdiges Geschöpf: zerlumpt, verkommener als ein Bettler, ohne Hemd, mit bloßen Füßen in durchlöcherten Schuhen — Francis Thompson.

Diese entscheidende Begegnung blieb jedoch zunächst ohne Ergebnis. Thompson lehnte es ab, sein Straßendasein aufzugeben. Er weigerte sich,

Geld oder andere Hilfe anzunehmen. Noch fühlte er sich heimatlos und ausgestoßen. Er erbat sich nichts anderes, als eine Möglichkeit zur Veröffentlichung seiner Gedichte. Doch gelang es Meynell und seiner fürsorglichen Gattin, der Dichterin Alice Meynell, nach einigen Monaten, Thompson aus seiner seelischen Vereinsamung zu befreien und zu einem normalen Leben zurückzuführen. Das experimentum crucis war beendet.

In einem Hospital wurde die zerrüttete Gesundheit Thompsons soweit möglich wiederhergestellt. Sein äußeres Leben wurde ruhig und ausgeglichen. Jahre fruchtbaren Schaffens verbrachte er in einem Kapuzinerkloster in Wales, dann wieder in der Nachbarschaft der Meynells in London. Am 13. November 1907 gab er — achtundvierzigjährig — seine Seele in die Hand des Schöpfers zurück.

Innerlich aber blieb Thompson zeit seines Lebens zutiefst beunruhigt. Das Weiterleben bedeutete für ihn ein mühsames Ertragen von diesem gegenwärtigen Augenblick zum nächsten, wie er es erschütternd in seinem Gedicht „Friede erwarte ich nicht“ beschreibt:

Still! Es ist der Abgrund zwischen Blitz und Blitz.
Kein Raum für Friede ist's, was du für Friede hältst,
diese Atempause, darin das Atmen endet.
Die Pulse stocken, horchst du durchs Dunkel hin.
Fern springen Donner des kommenden Gerichts
auf die geduckten Winde. Sieh! vor Furcht
klatzt deines Herzens Gruft und liefert ihre Toten —
Hoffnungen, in seinem Schoß bewahrt — ans Licht.

Kannst du's ertragen, wenn losbricht die gestaute Flut?
Wer ist hier rechtens Erbe der Standhaftigkeit?
Sieh da, ich weiß kaum, ob ich überdaure
den Augenblick, deß' Rad mich eben zwingt.
Doch ich ertrag es, bestand den vor'gen Augenblick
und werd vielleicht den nächsten überstehn.
Wer weiß, wer weiß?

Das literarische Werk, das uns Francis Thompson hinterließ, ist getragen von einer wahrhaft christlichen Lebensauffassung. Die Seinskonzeption des Dichters ist umfassend. Sie reicht von der Erschaffung der Welt und dem ersten Sündenfall bis zur Wiederauferstehung des Menschen am Jüngsten Tag. Im Letzten ist seine Dichtung ein großes Credo. An seinem Anfang steht die Schöpfermacht Gottes, an seinem Ende der Glaube des Menschen an seine Erlösung und ein ewiges Leben.

Thompsons gesamte Dichtung durchzieht das schmerzliche Bewußtsein der Gegensätzlichkeit von Gott und Mensch, von Jenseits und Diesseits. Ursache dieser Dualität ist in der Seinskonzeption Thompsons die Urschuld des Menschen, die sich in der ganzen Menschheit in zahllosen Akten der Sünde fortsetzt. Sie riß eine unüberbrückbar erscheinende Kluft zwischen Schöpfer und Geschöpf auf. Seitdem ist das Diesseits eine Region völliger Verwirrung der äußeren und inneren Ordnungen, eines fortwährenden

Kampfes mit tausend Gefahren. Das Leben des Menschen steht unter dem unerbittlichen Gesetz letzter Ungesicherheit. Zweifel quälen ihn: Ist Gott gütig? Hat er mich vergessen? Wird er mir gnädig sein? Den Höhepunkt der Verzweiflung erlebt der Mensch in seiner Todesangst. Erfasst von einer quälenden Erlösungsgewißheit offenbart er sein Verlangen nach der Gnade der Vergebung. So erklingt aus der tiefsten seelischen Not der Aufschrei zu Gott:

Aus den entsetzlichen Schrecken des Grabes
und dem Ring unreiner Gestalten,
die des Schlafes Dunkel heimsuchen,
noch flehe ich Dich an —
,Gott, Du, verlaß mich nicht!'

So ist es immer wieder Gott, auf den sich der Blick des Menschen richtet, dessen Hilfe er erfleht, den er im Diesseits umherirrend sucht.

Thompsons Darstellung vom Menschen im irdischen Leben als eines Sucherwesens auf gefahrvoller Wanderschaft findet ihren reinsten Ausdruck in dem Gedicht „Der Jagdhund des Himmels“, das mit den großartigen Zeilen beginnt:

Ich floh Ihn, hinunter in die Nächte und die Tage,
Ich floh Ihn, die Arkaden der Jahre entlang,
Ich floh Ihn, hinunter die labyrinthnen Wege
Des eignen Geistes, und in dem Nebel meiner Tränen
Verbarg ich mich vor Ihm, und unter schallendem Gelächter.
Hinauf die Wege der Hoffnung eilte ich;
Und stürzte, jählings,
Hinunter in titanengleiche Finsternisse von
abgrundtiefer Furcht
Vor jenen starken Füßen, die mir folgten,
mir nach folgten.

Das Thema der Gottsuche erhält hier seine äußerste Steigerung in der Umkehr zur Flucht der menschlichen Seele, liebevoll verfolgt von Gott.

Wohl in keinem Werk der Weltliteratur ist der Mensch in der Seinsungesicherheit so dynamisch und voller Kraft des Ausdrucks dargestellt worden, wie in diesem großen Gesang von Gottes liebevoller Verfolgung der menschlichen Seele. Erst am Ende seiner Flucht bricht die Erkenntnis durch wie ein heller Strahl: es war Gottes Liebe, die er suchte, als er sie floh. Alles Suchen des Menschen nach Wahrheit, nach Frieden, nach Sicherheit erscheint im Letzten als ein Suchen nach Gott. Nur in Ihm kann das Gesuchte gefunden werden. Durch die Hingabe an den Allmächtigen, der ihn nach langer, weltweiter Flucht eingeholt hat, wird der Mensch geläutert und findet seine endgültige Sicherung im Glauben.

Mit der Vergeblichkeit der Flucht der menschlichen Seele vor der Liebe Gottes zeigt Thompson die Leerheit und Vergeblichkeit alles Tuns, das nicht in Übereinstimmung mit dem Willen Gottes geschieht. Der Dichter weiß von Gottes Universalität, seiner Allmacht und Weisheit, wie er alles menschliche Leben durchdringt und lenkt und die Selbstverwirklichung des

Menschen nur in der Verwirklichung seiner Gotteskindschaft zuläßt.

Mit dieser Erkenntnis war Thompson Weg und Ziel gewiesen. Er sah, daß das menschliche Dasein seine religiöse Wurzel verloren hat, die es ursprünglich sicherte. Folgerichtig sah der Dichter die einzige Möglichkeit für die Erlösung der Menschheit in ihrer Rückkehr zu Gott und seine eigene Aufgabe als Dichter, der Gott gesucht und gefunden hatte, darin, die Menschheit zu solcher Rückkehr aufzurufen und sie durch seine Dichtung, die ihm Gebet ist, den Weg des Glaubens zu führen. Nach stärkster Erschütterung und Ungewißheit im Ringen um die Erkenntnis fand er seine Mission: „Ich will der Dichter der Rückkehr zu Gott sein!“

Den Weg des Glaubens führen ... darum kreist jetzt sein Denken und Gestalten. Die ganze Menschheit fordert er zur Rückkehr zu Gott und zum Wagnis des Glaubens auf: „Wagt alles, die ihr alles gewinnen wollt!“ Aber das Wagnis des Glaubens muß nicht das Wagnis eines Blinden sein. Im Gegenteil! Offnet eure Augen und ihr erkennt in allen Dingen, die da sind, eine große Offenbarung Gottes! Offnet eure Seele, und ihr werdet Gottes Licht und Herrlichkeit schauen! Nicht das Dasein ist ohne Sinn, ihr seid ohne Sinn für den Sinn des Daseins.

In einigen der eindrucksvollsten seiner Gedichte singt er das Lied von der Schöpferkraft Gottes. Die ganze Natur erscheint ihm als eine Mittlerin, ja, als Priesterin, die den Blick des Geschöpfes durch die Betrachtung der Schöpfung zum Schöpfer hin lenkt: „Alle Dinge, vom Sandkorn bis zu den Engeln, singen *eine* wunderbare Hymne zum Lobe des Schöpfers.“ Noch das kleinste und scheinbar unbedeutendste Ding in der Natur erweist sich in Thompsons Sicht als eine neuerliche Manifestation von Gottes Schöpferkraft, wie beispielsweise in dem Gedicht „An eine Schneeflocke“.

Den Höhepunkt seiner religiösen Begeisterung erreicht Thompson in seinen Marien-Gedichten. Die Gottesmutter ist eines der zwingendsten Themen seiner Dichtung. Als Menschenkind und Mutter Gottes ist sie die rechte „Mediatrix“, Mittlerin für eine neue und dauernde Vereinigung von Mensch und Gott.

„Sie ist in uns
Und wir sind in ihr —
Gemeinsam gottwärts schreitend.“

Dies ist das triumphierende Bekenntnis eines Dichters, der in der Ungesicherheit dieser Welt bei der jungfräulichen Gottesmutter Hoffnung und Hilfe gefunden hat, deren Himmelfahrt ein fortwährendes Versprechen für die Menschheit ist.

In Christus jedoch findet der Dichter gleichzeitig den Kern und die Lösung der Erlösungsgewißheit des Menschen, seines Verlangens nach der Vereinigung mit Gott: „Christus ist Kern und Lösung des größten Problems des Lebens: die Verschmelzung der Einheit mit der Summe. In Ihm ist in vollkommener Weise das ‚alle für einen und einer für alle‘ vergegenwärtigt.“ Christus ist die Quelle des Lichtes, das alle Dinge sichtbar und erkenn-

bar macht: „Licht aus dem Licht! Strahlend herrschendes Wort des Ungehörten!“ Voll festen Vertrauens hinsichtlich der Existenz und der Wirkung dieses göttlichen Lichtes bekennt der Dichter:

Und da ist Licht!
Licht — offenbar und manifest,
Licht — bis zum Zenit,
Licht — von Pol zu Pol,
Licht — vom Osten, immer heller bis zum Westen ...
Licht — in die schmerzliche Enge der Brust,
Licht — in die geheimen Kammern unseres Geistes.

Christus ist das Licht in der Dunkelheit. Aber nicht nur das. Er ist auch das Licht, das den Weg aus der Dunkelheit hinaus weist.

So verliert der Glaube seinen Wagnischarakter. Er wird zur festen Brücke, welche die Kluft zwischen Mensch und Gott überwindet. Die tragenden Pfeiler dieser Glaubensbrücke sind Christus, der der Menschheit gesandte Gottessohn, seine Mutter, die Jungfrau Maria, die ihm nacheifernden Heiligen und Märtyrer und die von Christus gegründete Kirche. Durch die Meditation dieser Vorbilder, mehr aber noch durch die tätige Nachfolge nähert sich der Mensch wieder seinem Gott.

In großartigen Paradoxen entwirft Thompson die Vision der Menschen, die die materielle Welt, Natur und Dasein transzendieren und Gott greifbar vor sich sehen:

O unsichtbare Welt, wir sehen dich,
Oh unfaßbare Welt, wir fassen dich,
Oh unkennbare Welt, wir kennen dich.
Oh unbegreifliche Welt, wir begreifen dich!

Der Schlußstein der Seinskonzeption Thompsons ist die Erfüllung des menschlichen Sehns in der Vereinigung mit Gott. Der Dichter hegte die Hoffnung, daß dereinst alle Menschen zu gläubiger Einsicht gelangen würden. Sein Werk sollte dazu ein dienender Beitrag sein. Seine Hoffnung verdichtete sich zur Gewißheit: „In aller Menschen Herzen wird leben das Versprechen und das Sehen.“ Ja, er sah zuversichtlich die Zeit voraus, in der sich der Ruf der Rückkehr zu Gott erfüllt: „Wir werden uns aus dem Staub erheben, ein gefällter Stamm der Christenheit; nicht mit Worten nur, sondern durch die Tat, nicht durch Lippenbekenntnis, sondern durch unser Leben — wir werden die Bruderschaft des Menschen wieder aufrichten.“

Der Dichter Francis Thompson suchte Gott und fand ihn. Er schritt den Weg des Glaubens aus der Ungesicherheit des Diesseits in die gesicherte Welt des ewigen Lebens voran. Aber seine Mission ist noch nicht erfüllt, denn nur wenige hörten seinen Ruf. Zwar wurden seine Dichtungen durch die Bemühungen der Meynells sehr früh weiteren Kreisen zugänglich und fanden hohe Anerkennung. Angesehene Kritiker stellten ihn neben Shakespeare und Milton, Keats und Shelley. George Meredith, Robert Browning, Dante Gabriel Rossetti, John Ruskin, Oscar Wilde, Katherine Tynan und Gilbert Keith Chesterton gehörten zu seinen Bewunderern. Coventry Pat-

more war einer seiner ganz wenigen Freunde:

Doch waren es neben der gewissen Obskurität seines Lebens und dem hohen Anspruch, den seine Dichtung an das Verständnis des Lesenden stellt, vor allem zwei Umstände, die ein weiteres Echo auf sein Schaffen verhinderten: Als katholischer Dichter war ihm die Ablehnung vieler sicher. Die Abstempelung durch einige Kritiker als „Dichter einer kleinen katholischen Clique“ blieb in der englischen Öffentlichkeit nicht ohne Wirkung. Als Dichter der *insecuritas humana* endlich mußte er in einer vom Sekuritäts- und Fortschrittsglauben beherrschten Zeit weithin auf Verständnislosigkeit stoßen. Bezeichnend und vielsagend ist die Feststellung Chestertons, daß man das Victorianische Zeitalter am besten dadurch kennzeichnen könne, daß Francis Thompson außerhalb dieses Zeitalters stand.

Dennoch wuchs die Zahl derer, die Thompsons zeitlose Bedeutung und überzeitliche Größe erkannten, unaufhaltsam. Das Verdienst dafür gebührt nächst seinen Eltern vor allem Everard Meynell, dessen 1913 erschienene Thompson-Biographie einer der erschütterndsten Berichte menschlichen Leidens und Ringens ist. Weitere Ausgaben sowohl der Lyrik wie der Prosa Thompsons folgten und erreichten innerhalb von wenigen Jahren eine Auflage von über 100 000. Dann wurde Thompson zunächst vom katholischen Amerika entdeckt. Eine Reihe von Einzelveröffentlichungen, von denen die kongeniale Interpretation von Rodolphe L. Mégroz „Francis Thompson, the Poet of Earth in Heaven“ (New York 1927) die stärkste Beachtung fand, bereitete die Herausgabe der „Poems of Francis Thompson“ durch P. Terence L. Connolly SJ im Jahr 1932 vor, deren 1941 erschienene revidierte Neuauflage bis heute als die beste Thompson-Ausgabe gelten darf.

Auch auf dem europäischen Kontinent wurden Kenner und Freunde religiöser Dichtung auf die Tiefe der religiösen Einsicht, die Weite der mystischen Vision und die Großartigkeit der sprachlichen Gestaltung im Werk Thompsons aufmerksam. In Frankreich war es Agnès de la Gorce, in Italien Federico Olivero, die den englischen Dichter der literarischen Öffentlichkeit ihrer Länder vorstellten. Im deutschen Sprachraum erwarb sich dieses Verdienst Theodor Haecker durch einen Essay „Über Francis Thompson und Sprachkunst“, der 1924 erstmals im *Hochland* veröffentlicht wurde und im folgenden Jahr, um einige Übersetzungen ergänzt, in Innsbruck als Buch erschien.

Doch blieb die Kenntnis Thompsons im Grund genommen auf den kleinen Kreis derer beschränkt, denen seine Dichtung im englischen Original zugänglich war. Die Frage nach einer gültigen Übersetzung ist bis heute noch nicht gelöst, doch muß man sie als Voraussetzung dafür betrachten, daß der Anruf Thompsons weithin gehört werde; der Anruf eines Dichters, von dem Theodor Haecker sagte: „Er tat das Größte, das in dem Moment der Heilsgeschichte, in dem wir stehen, ein Dichter tun kann ... Francis Thompson ist ein Dichter so oder so, allein durch die Macht der Sprache — aber dieser Zeit größter und unvergänglicher ist er ... deshalb, weil er nicht

nur der Dichter war der Rückkehr zur Natur, sondern der Dichter der Rückkehr zu Gott, wie auch darum, weil er der Dichter war der Rückkehr zu Gott, ohne aufzuhören, der Dichter zu sein der Rückkehr zur Natur. Das ist es.“ An der Tatsache, daß der Mensch der Gegenwart dieses Anrufs bedarf, kann wohl kein Zweifel bestehen.

ZEITBERICHT

Aufbau in Polen — Entwicklungshilfe — Bevölkerungsüberschuß als Ansporn zum Fortschritt — Afrika — Schulverhältnisse in arabischen Ländern

Aufbau in Polen

Nach grober Schätzung waren bei Kriegsende in Polen 45% der Industrie zerstört, bei der Schwerindustrie waren es sogar 52%. Der übriggebliebene Rest war in Fabrikgebäuden untergebracht, die bis zu 35% schwer beschädigt waren. 160 Millionen cbm Schutt waren in Polen zu beseitigen, d. h. auf eine Person der Bevölkerung trafen 6,9 cbm, in Westdeutschland waren es 4,6 cbm, in der Sowjetunion 2,5 cbm.

Beim Rückzug hatten die Deutschen überdies die noch bestehende Industrie insofern lahmgelegt, als sie weithin die feinen und nur sehr schwer wiederzubeschaffenden Meßgeräte aus den Maschinen ausgebaut hatten.

Von den Industriearbeitern standen 1945 nur mehr 58% der 1937 in der Industrie Beschäftigten zur Verfügung. Erschwerend kam hinzu, daß die polnischen Techniker und Ingenieure während des Krieges keine Gelegenheit hatten, den neuesten Stand der technischen Entwicklung kennenzulernen. Aber der Aufbau der polnischen Industrie konnte nicht einfach auf dem Stand von 1939 beginnen. Es hatte ja eine völlige geographische, staatliche und soziale Umschichtung stattgefunden. Der Durchschnittsbetrieb in der Zeit vor dem Krieg hatte 19 Arbeiter. Nur 273 beschäftigten mehr als 500 Arbeiter. Die wirtschaftliche Ausrichtung Polens hatte sich im wahrsten Sinn des Wortes gedreht. Vor dem Krieg war Deutschland (einschließlich Österreichs) der wichtigste Handelspartner, insgesamt 23,5% des Handelsvolumens, 1958 war es die Sowjetunion mit 26,2% (vor dem Krieg 0,5%).

Trotz dieser schwierigen Ausgangslage gelang es Polen, mit Hilfe der Sowjetunion vor allem, einen beträchtlichen Aufschwung zu erzielen. So konnte man die Erzeugung von Elektrizität in den Jahren 1949–1957 von 340 kWh pro Kopf der Bevölkerung auf 749 kWh steigern, die Erzeugung von Stahl von 94 kg pro Kopf der Bevölkerung auf 188 kg. Für eine ähnliche Entwicklung im Elektrizitätswesen waren in den USA 11 Jahre, in Deutschland und England 12 Jahre, in Frankreich 22 Jahre notwendig.

Der Aufbau sah sich besonders dadurch erschwert, daß 38% der gesamten Eisenbahnlinien zerstört waren, 46% der Eisenbahnbrücken, 37% der Gebäulichkeiten der Bahn und 70% der Sicherheitseinrichtungen. Inzwischen ist es gelungen, das gesamte Eisenbahnwesen zu modernisieren und wenigstens auf den Hauptstrecken die westeuropäische Durchschnittsleistung zu erzielen. (*The Review of the Polish Academy of Sciences, April-Juni 1960.*)